

Dagmar Henningsen, Astrid Strohmeier: Gewaltdarstellungen auf Video-Cassetten. Ausmaß und Motive jugendlichen Gewaltvideokonsums.-
Bochum: Brockmeyer 1985 (Bochumer pädagogische psychologische Studien, Nr. 12), 153 S., DM 19,80

Die Autorinnen greifen in ihrer Untersuchung, einer Diplomarbeit, verfaßt im Fachbereich Erziehungswissenschaften der Universität Göttingen, ein in den letzten Jahren immer wieder kontrovers und heftig diskutiertes Thema auf: Das Ausmaß und die Motive jugendlichen Konsums von Horrorfilmen. Zwei Gegenstandsbereiche stehen im Mittelpunkt der bei 310 Jugendlichen durchgeführten Fragebogenerhebung: "In welchem Ausmaß sehen sich Jugendliche grausame Videofilme an?" (S. 47) "Welche Motive liegen zugrunde, wenn Jugendliche grausame Videofilme anschauen?" (S. 47)

Bevor Henningsen und Strohmeier ihre empirische Untersuchung vorstellen (S. 47-66), an die sich die Interpretation der Fragebogenerhebung anschließt (S. 63-104), gehen sie kurz auf die Sozialisation von Kindern und Jugendlichen durch Massenmedien ein, skizzieren das Gewaltgenre als Gegenstand der Medienwirkungsforschung und beschreiben verschiedene Spielarten des Horrorfilms. Um die Bedeutung der Medien im Alltag von Heranwachsenden theoretisch zu erfassen, greifen Henningsen und Strohmeier auf Neil Postman und Thomas Ziehe zurück. In deren Arbeiten suchen sie Denkansätze, mit deren Hilfe die Motive, die der Nutzung von Gewaltvideos zugrunde liegen, angemessen erklärt werden können. "Postman zufolge (verhindert) das Fernsehen aufgrund seiner schnellen Bildabfolge und Informationsdichte 'normale' gefühlsmäßige Reaktionen. Demnach könnte Gewaltvideokonsum als eine Suche nach Emotionalität, nach Gefühls-Erleben über sehr starke Anreize, wie sie die exzessiven Gewaltdarstellungen bieten, zu verstehen sein, aber auch als Möglichkeit, in extremen Seh-Situationen eigene Grenzen zu erleben und so ein Stück weit das eigene Selbst zu erfahren." (S. 18 f) "Nach Ziehe fehlt es den Jugendlichen in der gegenwärtigen Gesellschaft an echten individuellen Erfahrungen. Interpretiert man diese Feststellung hinsichtlich jugendlichen Gewaltvideokonsums, ergeben sich folgende Ansätze: Der Konsum von Gewaltvideos könnte eine Suche nach echten individuellen Erfahrungen sein. In unseren Gesprächen mit Jugendlichen wurde deutlich, daß von den Horrorvideos starke Reize ausgehen, die einen psychischen und körperlichen Streß auslösen. Diese 'Streß-Situationen' könnten für Jugendliche individuelle Erfahrungen über die eigenen Grenzen ihrer Persönlichkeit bedeuten. (...) Eine weitere Interpretation der Gedanken Ziehes zielt auf unsere Vermutung, daß ein Motiv jugendlichen Gewaltvideokonsums Langeweile sein könnte. (...) Die Videocassette bietet (...) die Möglichkeit, den monotonen Alltag zu durchbrechen und vermittelt für neunzig Minuten die Illusion, etwas erlebt zu haben." (S. 21 f)

Auch wenn diese theoretischen Bezüge und Grundlegungen knapp gehalten sind, machen sie deutlich, daß die Autorinnen mit ihrer Arbeit die Absicht haben, von vereinfachenden zu komplexen Erklärungsansätzen des Gewaltvideokonsums zu gelangen. In diesen Zusammenhang paßt das Plädoyer der Autorinnen für eine "Motivforschung" (statt "Wirkungsforschung") - obgleich diese Polarisierung allzu simpel erscheint.

Wer aber von einem rezipientenorientierten Paradigma ausgeht, der muß sich über die methodologischen Konsequenzen seiner empirischen Erhebung im klaren sein. Obwohl Henningsen und Strohmeier ständig vor monokausalen Schlußfolgerungen, was die Wirkung von Medien anbetrifft, warnen, fallen sie bei ihren exemplarischen Analysen von Horrorfilmen in mechanistische, kurzschlüssige Erklärungsmodelle zurück, z.B.: "Die Gefährlichkeit dieser vulgär-ideologischen Tendenzen in den Filmen des Kannibalen-Genres ist vor dem Hintergrund der bestehenden, aktuellen gesellschaftlichen Situation nicht zu unterschätzen. (...) (Kannibalenfilme) können, wenn sie auf eine (...) Grundstimmung treffen, gerade bei noch statusunsicheren Jugendlichen, besonders dann, wenn sie arbeitslos, benachteiligt und ohne Perspektive sind, verheerende ideologische Konsequenzen in der Aus-

bildung ihres Weltbildes haben, insofern diese Videostreifen oft und gern gesehen werden." (S. 39 f) Dabei hat gerade der von den Autorinnen immer wieder zitierte Georg Seeblen (Kino des Phantastischen, 1980) gezeigt, wie eine umfassende Filmbeobachtung aussehen kann. Dagegen verbleiben Henningsen und Strohmeier letztlich bei einer phänomenologischen Inhaltsangabe stehen, beziehen in ihre inhaltlichen Aussagen filmästhetische Kategorien wie Musik, Sprache, Geräusche oder Trick nur sehr oberflächlich und wenig überzeugend ein.

Der empirische Teil der Arbeit verspricht auf den ersten Blick neue Erkenntnisse. Immerhin versuchen die Autorinnen, den Gewaltvideokonsum "als Gruppenerlebnis in der Gleichaltrigengruppe", "als Lust an der Angst", als Verletzung von Tabugrenzen, Ausdruck von Langeweile oder als Faszination an der Filmtricktechnik zu bestimmen. Ein vielversprechender Ansatz - gerade vor dem Hintergrund zahlreicher Forderungen aus Politik, Pädagogik und Psychologie, nicht bei einer eindimensionalen Betrachtungsweise stehen zu bleiben, vielmehr das psychosoziale Bedingungsgefüge der Nutzung von Horrorfilmen zur Erklärung von Daten heranzuziehen. Um so befremdlicher mutet es an, wenn Henningsen und Strohmeier sich bei der Erforschung der Motive auf quantitative Verfahren beschränken. Zwar sind sie sich darüber im klaren, daß "für eine umfassende und hinreichende Erforschung der Motive jugendlichen Gewaltvideokonsums (...) die Analysen einer Vielzahl von Tiefeninterviews mit Jugendlichen notwendig (wären), was im Rahmen einer zeitlich befristeten Diplomarbeit nicht zu leisten ist. Deshalb beschlossen wir, auf qualitative Verfahren zu verzichten (...). Trotzdem meinen wir, daß auch mit dem geschlossenen Fragebogen Möglichkeiten zur Erfassung der Motivebene bestehen" (S. 48). Das mag bei Motiven wie Cliquenzugehörigkeit, Langeweile oder Filmtrickbegeisterung noch angehen, nimmt aber bei Motiven wie Lust an der Angst oder Verletzung von Tabugrenzen nahezu groteske Formen an. Wer um die Komplexität, Tiefe und Vielschichtigkeit einer Kategorie wie 'Angstlust' weiß (und die Autorinnen müßten es wissen, immerhin zitieren sie Michael Balint), kann über die Operationalisierung dieser Kategorie in Items wie "bei manchen Szenen bekam ich eine Gänsehaut", "obwohl es mich gegruselt hat, hab' ich immer wieder hingeguckt", "bei manchen Stellen hab' ich mir die Augen und Ohren zugehalten" (S. 91) nur den Kopf schütteln. Ähnliches gilt für die Überprüfung der Hypothese 'Verletzung von Tabugrenzen': Hier finden sich Items wie "ob es sowas wie in dem Film auch in Wirklichkeit geben könnte", "ob man solche Dinge wie in dem Film machen darf", "weil in den Filmen auch das gezeigt wird, was man im Fernsehen nicht sieht" (S. 93). Das ist so oberflächlich angelegt und methodisch so wenig abgesichert, daß die Grenze zum Dilettantismus erreicht ist.

Der häufig zu lesende Hinweis auf die Grenzen eines geschlossenen Fragebogens ist dabei nicht mehr als eine vorsichtige Schutzbehauptung, denn dazu nehmen die Autorinnen ihr Erhebungsinstrumentarium und ihre Ergebnisse zu ernst. "Mit unserem Fragebogen haben wir vom Umfang her bereits das äußerst Mögliche ausgeschöpft." (S. 97) Doch sind die methodischen Unzulänglichkeiten keine Frage der Quantität; sie liegen vielmehr in einer Überschätzung der Fragebogenerhebung,

wenn es um die Untersuchung von komplexen Bedürfniskonstellationen geht. Gerade sozialpsychologische Fragestellungen, auf die die Autorinnen ja abheben, lassen sich angemessen nur durch eine Kombination von quantitativen und qualitativen Verfahren (z.B. Tiefeninterviews) beantworten. Welche Möglichkeiten Henningsen und Strohmeier in diesem Zusammenhang vergeben haben, beweist das im Anhang abgedruckte offene Interview (S. 105-118). Doch auch hier zeigen Henningsen und Strohmeier erhebliche methodische und methodologische Unsicherheiten. Sowohl in der Anlage wie in der Auswertung des Interviews (S. 119-121) werden jene Erkenntnismöglichkeiten vertan, die in einer sorgfältigen und kompetenten Auswertung qualitativer Interviews liegen können.

So wichtig und bedeutsam das Anliegen dieser Untersuchung sein mag, letztlich sind Henningsen und Strohmeier mit ihrem Vorhaben angesichts unübersehbarer methodischer und methodologischer Schwächen im empirischen Teil der Untersuchung gescheitert. Wer Phänomene des Alltags und die ihnen zugrundeliegenden Bedürfnisse in ihrer Vielschichtigkeit begreifen will, der muß sich eines vielfältigen methodischen Instrumentariums bedienen. Ansonsten bleibt man, um die Autorinnen zu zitieren, ständig auf "erste Vermutungen über Motive des Konsums" (S. 48) von Gewaltvideos verwiesen, verbleibt an der Oberfläche von kulturellen Objektivationen.

Jan-Uwe Rogge